Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Schilderung eines Gasangriffs.

Die giftige Welle kommt. — Graphische Beschreibung des K. u. K. Leutnants Eugen Szatmari von der beßarabischen Grenze.

Die Nacht ist sternenklar und nicht pechschwarz, wie in den trüben Januartagen, sondern seltsam, gespenstisch dunkelblau, und die Schatten die sie wirft, sind lang, verzogen, bizarr und entzückend. Unruhig ist sie, diese lauwarme Nacht. Helle Blitze der Leuchtraketen zerreißen ihre dunkelblaue Samtgardine und kaum hat sich das grelle Blitzlicht gelegt, kaum haben stille, unsichtbare Raupen die Gardine zusammengenäht, da kriecht der leuchtende Finger eines Scheinwerfers langsam tastend durch die blaue Nacht. Gewehre knattern und die Kanonen brüllen vom Osten her. Seit aller Herrgottsfrühe donnern die Geschütze vom Norden her, und das träge Poltern des fernen Trommelfeuers dringt schwerfällig durch die Bäume des zerschossenen Waldes. Jetzt haben sie hier auch begonnen. Schwere Granaten krachen mit ohrenbetäubendem Geheul zwischen die Bäume, getroffene Zweige fallen langsam krachend herunter, Gewehrkugeln kommen gepfiffen, schlagen klatschend an die Blätter. Meine zehn Telephone summen und tuten wie besessen. Aber meine Batterien schweigen. Wir schießen nicht umsonst in die Luft.

Jetzt steigt eine Rakete auf. Hoch, sehr hoch und wirft ihre farbigen Sterne in prasselndem Regen herunter. Da . . . noch eine . . . eine dritte . . . und das Geschützfeuer wird noch heftiger, wie irrsinnig krachen die Schrapnellagen, und Granate nach Granate saust in heulendem Bogen heran, um krachend aufzuschlagen . . . Wir kennen es alle, das Zeichen, das eben gegeben wurde . . . und kurz, hart, zischend surrt durch die Telephone: „Gasangriff . . .!"

Die giftige Welle kommt . . . wir sind gewappnet. Gasmasken vor! In einem Augenblick haben wir uns in vermummte Räuber verwandelt und warten neugierig, gespannt auf den Kampf mit der unbekannten Waffe gegen den unsichtbaren, schleichenden und uns bisher auch unbekannten Feind. Wie mag es sein, das Gas? — und beinahe fehlsüchtig erwarten wir die unmittelbare Welle. Kommt sie denn überhaupt?

Sie kommt. Es kriecht mir etwas in die Augen und ich schnalle mir die Maske wieder um. Da ist er also, der schleichende Feind, die giftige Welle, die man nicht umbringen kann, der Gegner mit der Tarnkappe. Sie wogt jetzt über uns, überschüttet uns, wir sind in seiner Macht und unser Leben ist der Kalipatrone anvertraut, die uns Luft gibt. Wir stehen inmitten seiner verpesteten Luft und sein Drachenodem spielt mit unsern Kleidern. Welch ein fürchterlicher und doch armseliger Feind. In seinem Bannkreis knattern die Gewehre weiter und das „Urrä! Urrä!"-Brüllen des stürmenden Feindes erstickt im rasenden Knattern der Maschinengewehre. Sie brauchen keine Maske und die Kanonen auch nicht, die jetzt aus der verborgenen Tiefe des Waldes ihm hundertfachen Tod speien, brüllend und heulend, wie ewig treue eherne Hunde. Sie sind gewappnet gegen das Gas, denn sie brauchen keine Luft und ihre bronzenen Leiber recken sich im rasenden Feuer, wie sie auf den Vorholschienen hin- und zurücklaufen. Welch armselige Waffe, welch armseliger Feind, dieser unsichtbare Gegner, das Gas . . .

Ich spüre eine seltsame Schwere auf meiner Brust. Die Luft, die ich atme, ist schwer und hart; ich muß sie bei jedem Atemzug schlucken. Die Maske liegt mir wie Blei auf dem Kopf und die großen Gläser schmerzen unsagbar meine Augen. Ich fühle mich, als stände ich im bleiernen Taucheranzug auf dem Meeresgrund unter dem Druck des ganzen Ozeans. Luft muß ich haben, Luft, und lockere die Riemen meiner Maske, aber ein fürchterliches Stechen krallt sich um meine Schläfe und instinktiv ziehe ich die Riemen fest. Das Telephon in der Hand, mit der bleiernen Schwere der Maske auf dem Kopfe, halb unbewußt rufe ich Kommandos ins Telephon. Die großen Glasaugen, mit denen ich jetzt sehe, bohren sich stumpf in die brüllende, knatternde, aufblitzende, grell aufzuckende Nacht, in die Nacht, die vor einer Stunde noch eine stille blaue Samtgardine war und jetzt zu einem rasenden, Gift und Tod speienden Ungeheuer geworden war. Ich will zum Fernrohr und trete auf etwas Weiches, ich bücke mich, — eine tote Maus. Sie hatte keine Maske . . . Welch ein furchtbarer Gegner, dieser schleichende, unsichtbare Feind . . . .

Ich halte es nicht mehr aus; in meinen Schläfen hämmert es wie besessen und ich fühle, wie mein Blut rasend in meinen Adern kreist. Ich reihe die Riemen der Maske auseinander, — und atme reine, frische, gute Luft. Eine leichte Brise kommt von Süden her, sie hat die giftigen Wellen fortgespült . . . Das Gefecht flaut ab; das Knattern beginnt leise zu ersterben und die Kanonen werden immer stiller. Die blitzenden Lichter, die die Nacht zerrissen, löschen aus. Es wird ruhiger, ich atme, atme tiefer, während sich über uns die dunkelblaue Samtgardine der Nacht langsam und leise wieder zusammenschließt.

Deutsche Flieger in der Türkei.

Angriffe auf den Suez-Kanal. — Deutsche Flugzeuge von Berlin über Konstantinopel nach Kunani.

Von **Bleeck-Schlombach.**

„Bomben auf Port Said und die englischen Truppenlager um Kairo" konnte der türkische Heeresbericht kürzlich melden. Die Tatsache, daß dieser schwierige Angriff jenseits des Suezkanals nicht abgewehrt werden konnte, mag den Engländern mit Recht als böses Omen erschienen sein. Von dem türkischen Feldfliegerlager in der Wüste des Sinai über weite Strecken hinweg haben wuchtige Doppeldecker Hunderte von Kilogramm Sprengstoff hinweggetragen.

Die Leistung wurde von Maschinen vollbracht, die Tausende von Kilometern weit herkamen, von den verdeckten, kräftigen Nachkommen der „Rumpler-Taube". Daß es auch deutsche Luftmeister, deutsche Waffenbrüder waren, die — wie an den Dardanellen, im Kaukasus und in Mesopotamien — so auch hier den braven türkischen Fliegern vorangingen, ist erklärlich. Das industriearme Osmanenreich hat wohl Millionen seiner prachtvollen Landtruppen aufstellen und sie zu großen Siegen führen können, doch die Luft ist ihnen als Kampfgebiet noch zu neu. Der Türke ist alles andere als ein geborener Techniker und Mechaniker, und nur wenige Auserwählte, wie der leider bereits gefallene Leutnant Kjemal Bei sowie Fethi Bei waren so eins mit ihrer Maschine, daß sie durch hervorragende Leistungen auch im Auslande bekannt wurden.

Leutnants Kjemal und Fethi waren die ersten Flieger, die es 1913 unternahmen, in mehreren Etappen und nach Ueberwindung vieler Widerwärtigkeiten von Konstantinopel nach Kairo zu fliegen. Eine wahrhaft nationale Tat als der Ausdruck geheimer Wünsche des Türkenvolks, für die dem dabei verunglückten Fethi-Bei am Goldenen Horn ein Denkmal gesetzt wurde.

Die Sehnsucht der Westvölker nach dem Orient hat sich anderseits in den verschiedensten Versuchen der französischen Flieger geäußert, durch die Luft von Paris nach Konstantinopel zu gelangen. Es ist ihnen dies trotz Aufwendung aller ihrer technischen Mittel nicht gelungen. Nicht Paris sollte den Triumph haben, als erste Welthauptstadt mit der Sultanstadt auf dem Luftwege verbunden zu werden, sondern des Deutschen Reiches Hauptstadt. Ein Deutscher, der Militärflieger Gustav Basser kennte mit Dr. Elias als Beobachter im kriegsdrohenden Juli 1914 als Erster den Flug Berlin—Konstantinopel ausführen und nicht etwa auf einem eigens für eine spielerische Rekordleistung gebauten Apparat, sondern auf einem der gewöhnlichen Rumpler-Militär-Doppeldecker, die damals bereitstanden. Heute, da das Programm Berlin—Bagdad zur Tatsache geworden ist, in dieser schnellebigen Zeit großen Geschehens, hat man die Einzelheiten dieses Erstfluges schon fast vergessen.

Jener epochemachende Flug wurde seltsamerweise gerade am 14. Juli, dem letzten „quatorze juillet joyeux", dem letzten freudigen französischen Nationalfesttage, von Berlin-Johannisthal angetreten. Das deutsche Flugzeug kam in 6 Stunden nach Budapest und in weiteren 6 Stunden über die Transylvanischen Alpen (also im ganzen 1400 Kilometer mit nur einer Zwischenlandung) nach Bulgariens Hauptstadt. Von Sofia ging es über den Balkan in 2000 Meter Höhe in 3½ Stunden nach Bukarest; die letzten 400 Kilometer nach Konstantinopel wurden in einem prachtvollen „Finish" gar in weniger als 3½ Stunden zurückgelegt. Insgesamt also noch nicht volle 19 Stunden für die (mit dem Umweg) 2160 Kilometer betragende Strecke, für welche der modernste Balkan-Expreß jetzt noch mehr als die dreifache Zeit braucht. Eine solche vor zwei Jahren geschaffene Präzisionsleistung berechtigt zu der Erwartung, daß nach den zu voller Hochspannung aller Kräfte gesteigerten Kriegsjahren ein Rapid-Flugdienst solcher Maschinen entstehen wird, die nicht nur zwei, sondern bald zwanzig Passagiere auf einmal zu befördern imstande sind. Um so mehr, als ja bei Ausschaltung besonderer militärischer Zwecke schon die jetzigen Maschinen mit den zuverlässigen Mercedes- und Benz-Flugmotoren längere Flugproben glänzend bestanden haben.

Daß aber diese modernsten Maschinen mit Bomben und mit Maschinengewehren auch gegen Infanterie glänzendes leisten, geht aus den letzten amtlichen Berichten des türkischen Hauptquartiers hervor. Am 3. Juni wird gemeldet: „Unsere Flugzeuge führten einen Angriff gegen ein feindliches Lager bei Kunani am Suezkanal aus und verursachten dort durch Bomben- und Maschinengewehre ernsten Schaden an Leuten und Tieren.". Die kühnen türkischen und deutschen Flieger, welche im vollen Vertrauen auf ihr Flugzeug es wagten, in geringster Höhe den Kampf mit Landtruppen aufzunehmen, werden wohl bald so bekannt werden, wie der mit dem Pour le mérite ausgezeichnete Hauptmann Boddecke.

Wer Augenzeuge des gewaltigen Ansturms der feindlichen Flotten auf die Dardanellenforts war, hat häufig Gelegenheit gehabt, die deutschen Flieger im schwingengeschmückten Kalpak in Aktion zu sehen. Der nimmer rastende junge Hauptmann Serno sowohl wie Oberleutnant Frank Seidler beunruhigten oftmals die feindliche Flottenbasis auf Lemnos und schlugen immer wieder die Aufklärungsflieger über Gallipoli energisch zurück. Und Hauptmann Körner hat sich an anderen türkischen Fronten seinen „Eisernen Halbmond 1. Klasse" bei so manchem Angriffsflug verdient.

Der Schweiz große Verdienste.

Humanitäre Taten des Bundesrats in Kriegsjahren in Ansprache des schweizer Konsuls gewürdigt.

Als eines der schönsten Momente in der Geschichte der Schweiz bezeichnet der schweizerische Konsul Louis H. Junod in seiner gelegentlich der schweizerischen Nationalfeier in Niblos Garden, Bronx, gehaltenen Ansprache die humanitären Taten des Schweizer Bundesrates zum Besten der kämpfenden Nationen, indem auf verschiedene Weise sowohl den Verwundeten als auch den Nichtkombattanten geholfen wurde. Konsul Junod sagte u. a.:

„Liebe Landsleute!

Gestatten Sie mir, dem Komitee des Schweizer Männerchors voran und den übrigen schweizerischen Gesellschaften von New-York den vaterländischen Dank auszusprechen für die erfolgreiche Organisation dieser Feier. Mit besonderem Vergnügen sehe ich hier die französisch-, italienisch- und deutschsprechenden Mitbürgergenossen in großer Zahl und friedlicher Eintracht versammelt, um den 625. Jahrestag der Gründung unseres hehren Vaterlandes zu feiern.

„Willst Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden
Und jeder Stoll sich für sich selbst regiert
So sind wir eins es Stammes doch und Blutes
Und eine Heimat ist's aus der wir stammen."

Seid alle herzlich willkommen! Eure Anhänglichkeit und Liebe zum Mutterlande, Euer Stolz auf seine Geschichte sind mir teuer und heilig. Euer Stolz auf die Geschichte der Schweiz ist berechtigt: von den Siegen bei Morgarten, Sempach, Naefels, Voegelisegg, Stoß, St. Jakob an der Birs, Grandson, Murten, Nancy, Dornach bis zum Friedenswerk des 19. und 20. Jahrhunderts und den Taten der Schweiz als fest bewaffnete Friedensinsel während der letzten zwei Kriegsjahren, die schwersten die Europa je erlebt hat!

Der allgemeine Ruf der Schweiz, und die Geschichte bezeugt es, ist derjenige eines waffenliebenden, kriegerischen Volkes. Eine mächtige Nation wie diejenige der Vereinigten Staaten, unser Adoptiv-Vaterland, hat seit geraumer Zeit auf die schweizerische Militärorganisation als ein Muster wirksamer Landesverteidigung hingewiesen. Die Schweiz steht gerüstet da.

Das unermeßliche Elend, die massenhafte Vernichtung von Leben und Gut des gegenwärtigen europäischen Völkerkampfes führt uns all die Schrecklichkeit eines Krieges vor Augen, sodaß der Ruf eines waffenliebenden, zum Kriege gerüsteten Landes fast als verabscheuungswürdig erscheinen könnte. Das Gegenteil gilt für die Schweiz. Worin liegt das? In dem Geist, in welchem unser Vaterland vor 625 Jahren gegründet wurde, in dem Geist, dem unsere Waffen gedient haben und in welchem unser Land groß geworden ist, nicht groß an Flächeninhalt, aber groß an Idealen.

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unser Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unter ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden und der treuen Herrenknecht:
Soll kommen dürfen uns aus Ketten schmieden
Und Schwach untun auf unsrer eignen Erde?
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will ist uns das Schwert gegeben.
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt. Wir stehn für unser Land.
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!"

Unveräußerliche Rechte, unsere Weiber und unsere Kinder, das höchste Gut — das ist's, wofür die Eidgenossen ihre siegreichen Waffen geführt haben, und dieselben Güter sind es, zu deren Verteidigung heute unsere Kanonen daheim bereit stehen.

Die Schweizergeschichte hat auch ihre dunkeln Seiten. Indem wir dieselben verschweigen, will dies nicht heißen, daß wir sie vergessen; wir halten sie als ernste Belehrung in unserm Innern verborgen. Aber ohne der Geschichte der Schweiz in ihren Fundamenten und ihrem Zusammenhang irgendwie Unrecht zu tun, dürfen wir mit Stolz sagen, daß unsere Waffen in der Vergangenheit für die höchsten Güter und für Ideale gekämpft haben. Und daß unsere heutigen militärischen Rüstungen keinem andern Zwecke dienen. Illustriert die bewiesene Hilfsbereitschaft der Schweiz für die Opfer des Völkerkrieges in Europa. Der Glaube an die siegende Kraft des Humanitätsgedankens, der durch unser Vaterland seit zwei Jahren so sehr wach gerufen und gefördert wurde, steht in einem prächtigen Kontrast zu unserer so wohl gerüsteten Armee und getroffenen Landesverteidigungs-Maßnahme und offenbart deren wahren Charakter und Zweck: Friede und Recht.

Es seien hier nur einige humanitären Taten des Bundesrates erwähnt, welche sich an die schönsten Seiten der Schweizergeschichte anreihen dürfen:

1) Der Austausch schwer Verwundeter zwischen Deutschland und Frankreich.

2) Die Internierung kranker Soldaten und Offiziere in der Schweiz.

3) Die Heimschaffung von Zivilinternierten und Evakuierten (vom 24. Oktober 1914 bis 31. März 1916 über 111,000 Personen).

4) Der Rücktransport des Sanitätspersonals, das entgegen den Grundsätzen der Genfer Konvention von den kriegführenden Staaten zurückbehalten worden war.

5) Der Versuch der Verproviantierung der durch die deutschen Armeen okkupierten französischen Gebiete durch Vermittlung der Schweiz.

6) Die Mehlsendungen an das Großherzogtum Luxemburg und die Lieferung von Cerealien an das neutrale Fürstentum Lichtenstein, wodurch den beiden genannten Staaten über schwierige Verproviantierungsverhältnisse hinweggeholfen wurde.

Es wäre irrtümlich zu glauben, daß es sich hier um leichte Aufgaben gehandelt hat. Die schweizerische Regierung konnte ihre humanitären Projekte nur nach ernsten Anstrengungen und mit großen Schwierigkeiten verwirklichen.

Es könnten hier auch die Hilfswerke auf dem Gebiete der Gefangenenfürsorge seitens des internationalen Komitees vom Roten Kreuz und die vielseitige humanitäre Tätigkeit zahlreicher gemeinnütziger Organisationen und Privater erwähnt werden.

Je mehr wir auf Einzelheiten eingehen, desto mehr wird uns bewußt, daß sich unser Mutterland tapfer hält und daß sich seine Söhne ihrer Vorfahren würdig zu zeigen bestrebt sind. Und wir Eidgenossen in der Fremde, besonders in den Vereinigten Staaten, wo alles prosperiert, seien wir unsern Brüdern zu Hause dankbar, helfen wir ihnen in der Erfüllung ihrer Schweizerpflichten, die auch die unsrigen sind, und zeigen wir uns ihrer würdig!"

Die deutschen U-Handelsboote.

Der Militärsachverständige Kapt. L. Persius über die Fahrt der „Deutschland" und „Bremen".

Im Berl. Tagebl. vom 11. Juli schreibt Kapt. L. Persius: „Die glücklich verlaufene Reise eines deutschen Handelsunterseebootes von einem unserer Nordseehäfen nach Baltimore bedeutet ein Zeichen einer neuen Zeit und neuer Methoden. Sie besiegelt einen Fortschritt im Schiffbau von ungeahnter Größe und stellt zugleich — auch wenn es etwas optimistisch klingen mag — einen Schritt weiter auf dem Wege zur „Freiheit der Meere" in Kriegszeiten dar. Deutsche Schiffbaumeister und deutsche Maschinenbauingenieure waren es, die das Wunder vollbrachten, ein Unterseeboot herzustellen, das die fast 4000 Seemeilen betragende Strecke scheinbar ohne jede Hemmnisse technischer Art zurücklegte, und deutsche Seeleute leiteten das „Schiff" — denn es ist wohl richtiger, heute nicht mehr von einem „Boot" zu sprechen — sicher zwischen feindlichen Postenketten und anderen Fallstricken hindurch über den Ozean hinüber und führten es mit seiner kostbaren Ladung bis an seinen Bestimmungsort.

Während des Krieges wurden auf technischem Gebiet Leistungen vollbracht, wie man sie in Friedenszeiten nie für ausführbar gehalten hätte, in Friedenszeiten, da die Initiative, durch allerlei Hemmnisse in Fesseln geschlagen, selten zur vollen Entfaltung zu gelangen vermag. Als eine der bedeutendsten Leistungen bewundern wir die Fortbildung des deutschen Unterseebootes. Zu Beginn des Krieges waren unsere U-Boote in der Nordsee tätig. Als wir im Januar 1915 hörten, daß „U 21" in der Irischen See verschiedene englische Kauffahrteidampfer torpediert hatte, begrüßten wir diesen Fortschritt mit hoher Befriedigung. Dann, am 27. Mai, traf jenes Telegramm aus Konstantinopel ein, das die gesamte Welt aufhorchen machte. Es lautete: „Das englische Linienschiff „Majestic" ist heute früh vor Sed-ül-Bahr durch ein deutsches Unterseeboot in den Grund gebohrt worden." Damals hieß es an dieser Stelle: „Die Tat unserer U-Boote erfüllt uns mit berechtigtem Stolz. Sie ist von weittragender Bedeutung. Ein Unterseeboot brachte es fertig, auf eigenem Kiel die mehrere Tausend Meilen betragende Reise von der Nordsee nach den Dardanellen unversehrt zurückzulegen. In der Zukunft wird die Welt dem Unternehmungsgeist deutscher Unterseebootsbesatzungen und der auf nie geahnter Höhe stehenden deutschen Schiffbau- und Maschinenbautechnik die höchste Anerkennung nicht versagen können, und wir wissen, daß von ihnen auch das scheinbar Unmögliche möglich gemacht wird." — In einem am 28. Mai im „Berliner Tageblatt" an die bemerkenswerte Tat anknüpfenden Artikel wurde gesagt: „Diese Fahrt ist gar nicht hoch genug zu bewerten. Sie zeigt für die Unterseebootswaffe Zukunftsmöglichkeiten, die unabsehbar, unabschätzbar sind. Und für die deutsche Unterseebootswaffe sagt sie uns, daß unsere Besatzungen von einem Unternehmungsgeist und Wagemut beseelt sind, die auch die höchst gespannten Erwartungen noch übertreffen werden. Unserer Schiffbau- und Maschinenbautechnik stellt die Fahrt ein Zeugnis aus, das in seiner Erstklassigkeit kaum überboten werden kann." Nun ist die damalige Leistung überboten worden.

Durch die Welt wird abermals ein Erstaunen gehen, und die Engländer werden ihre Ansichten über Seeherrschaft von neuem revidieren müssen! Der „Manchester Guardian" schrieb vor kurzem, das heißt nach der Schlacht von dem Skagerrak: „Wir haben stets „Rule Britannia" gesungen, und jetzt erkennen wir, daß das nicht mehr der Fall ist. Das vermeintliche Wogenbeherrscher Britanniens verhindert nicht, daß Unterseeboote uns auf dem Weg zu unserem amerikanischen Vettern verkäufen. Die einfache Tatsache ist, daß es mit unserer Seemacht, wie wir sie bisher verstanden haben, vorüber ist, und daß es kaum einen Ausdruck im herrschenden Sprachschatz von „Seemacht" gibt, den wir infolge dieses Krieges nicht korrigieren müßten."

Was sagt uns die neueste Leistung eines deutschen Handelsunterseeboots in technischer und anderer Beziehung? Die Entfernung von der Nordsee bis nach Konstantinopel beträgt 3450 Seemeilen, die von der Nordsee bis Baltimore auf direktem Wege 3850 Seemeilen. Der Unterschied ist also nicht sehr erheblich. Immerhin leuchtet ein, daß die Bewertung der Reisen verschieden ausfallen muß. Die Unternehmung nach dem östlichen Mittelmeer stellt jedenfalls in militärischer Hinsicht größere Anforderungen, denn die Fahrt durch die Straße von Gibraltar und die durch das von Schiffen aller Art belebte Mittelmeer wird durch mancherlei Fährnisse bedroht. Die Reise hinüber nach Baltimore hat bei der Ausreise durch die Nordsee mit den gleichen Hindernissen zu rechnen wie die nach dem Mittelländischen Meer, dann aber dürfte sie sich auf dem freien Ozean, wo die Route fernab vom allgemeinen Verkehr gewählt werden kann, wesentlich einfacher gestalten. Selbstverständlich bleibt eine Schwierigkeit bestehen, die Annäherung und das Einsteuern in den neutralen Hafen. Vor einigen Tagen hörten wir von der glücklichen Heimkehr des deutschen Unterseebootes „U 35" — Kommandant Kapitänleutnant v. Arnauld de la Perière — aus Cartagena. Es wurde berichtet, wie sicher das Boot in den Hafen geleitet sei und mit welcher gleichen Sicherheit es dann wieder Cartagena verließ, obgleich eine Reihe feindlicher Kreuzer und Torpedoboote draußen auf der Lauer lagen. Sie haben „U 35" nicht behindern können, den Weg unversehrt in die Heimat zu finden. Man erkennt, daß ein geschickter Kommandant wohl imstande ist, trotz aller Bemühungen der Feinde sein Boot weit unter der Wasseroberfläche hinaus in die freie See zu steuern, wo es dann auftauchen kann.

Die Reise unseres Handelsunterseeboots nun über den Atlantischen Ozean hat sich naturgemäß fast dauernd in ausgetauchtem Zustand vollzogen. Nur wenn feindliche Streitkräfte in Sicht kommen, oder wenn man Handelsschiffen begegnet, denen man keine Kunde von seiner Anwesenheit geben mag, wird der Führer sein Boot in die Tiefe lenken. Der Aktionsradius des den Atlantischen Ozean querenden Boots über Wasser muß mindestens 5000 Seemeilen betragen, denn es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß die Fahrt nicht auf geradem Kurse ausgeführt werden kann, daß gar oft weite Umwege ausgeführt werden müssen."

Deutsche und französische Justiz.

Wie gerechte deutsche Zwangsmaßregeln von den Franzosen falsch gedeutet werden.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt unter der Ueberschrift „Deutsche und französische Justiz":

Zwei in Deutschland kriegsgefangene französische Offiziere, Leutnant Delcassé und Leutnant Hervé, wurden vor kurzem wegen Gehorsamsverweigerung kriegsgerichtlich zu einem und anderthalb Jahren Festungsgefängnis verurteilt. Sie hatten sich geweigert, dem Befehl, zum Appell anzutreten, Folge zu leisten, indem sie Krankheit vorschützten. Dem deutschen Vorgesetzten, der sie zum Appell abholen sollte, leisteten sie tätlichen Widerstand. Leutnant Hervé ließ sich außerdem zu Schimpfworten hinreißen. Das Urteil wurde durch das Kriegsgericht gesprochen und nach eingelegter Berufung durch das Oberkriegsgericht bestätigt. Trotzdem es sich hier also um ein rechtsgültiges gerichtliches Urteil handelte, ließ die französische Regierung, ohne daß sie den Versuch machte, die Rechtskraft des Urteils zu prüfen oder irgendwie anzufechten, als Vergeltungsmaßregel zwei kriegsgefangene deutsche Offiziere in Festungshaft überführen. Die deutsche Regierung ist durch diese französische Willkürmaßregel zu einer Gegenmaßnahme gezwungen worden. Für jeden der beiden deutschen Offiziere wurden drei französische Offiziere in ein deutsches Festungsgefängnis übergeführt, in dem sie so lange verbleiben werden, bis die beiden deutschen Offiziere ins Offiziersgefangenenlager zurückgekehrt sind.

Gleichzeitig hat die deutsche Regierung ein nicht zu rechtfertigendes Urteil, das gegen den in Frankreich kriegsgefangenen Leutnant der Reserve Erler ergangen ist, mit Vergeltungsmaßregeln beantwortet.

Leutnant Erler zündete beim Vormarsch auf Paris auf Befehl seines Vorgesetzten ein Haus an, aus dem Zivilisten (Freischärler) auf deutsche Soldaten geschossen hatten. Für diese völkerrechtlich gerechtfertigte Maßregel trug nach militärischen Gesetzen nicht er die Verantwortung, sondern ausschließlich der Vorgesetzte, der den Befehl erteilt hatte. In seinem Tagebuche erwähnte Leutnant Erler die Anzündung des Hauses. Er fiel kurz darauf schwer verwundet in französische Gefangenschaft. Der Vermerk im Tagebuch führte zu einem Gerichtsverfahren wegen Brandstiftung, das mit der Verurteilung Erlers zur Degradation und 20 Jahren Zuchthaus endete. Trotzdem die deutsche Regierung ein umfassendes Entlastungsmaterial für Erler, das seine Schuldlosigkeit außer Zweifel stellte, nach Frankreich sandte, lehnte die französische Regierung die Wiederaufnahme des Verfahrens ab, weil das Entlastungsmaterial keine neuen Tatsachen enthielte. Leutnant Erler befindet sich im Militärzuchthaus zu Avignon und wird als gemeiner Sträfling behandelt. Er liegt in demselben Schlafsaal mit den andern Zuchthäuslern und hat täglich zehn Stunden lang Matten und Körbe zu flechten. Geistige Beschäftigung ist ihm nicht gestattet.

Die deutsche Heeresverwaltung hat dafür zehn französische Offiziere in Militärstrafanstalten überführt, in denen sie unter gleicher Behandlung, wie sie dem Leutnant der Reserve Erler zuteil wird, verbleiben, bis dieser Offizier in ein Offiziersgefangenenlager verbracht ist.

Da Deutschland etwa die dreifache Anzahl an kriegsgefangenen französischen Offizieren hat wie umgekehrt Frankreich, kann man hier etwaigen weiteren französischen Repressalien ruhigen Blutes entgegensehen.

Schlamperei auf den russischen Bahnen.

Die „Nowoje Wremja" meldet: Auf dem zweiten allrussischen landwirtschaftlichen Kongreß in Petersburg erstattete K. P. Samtzow, der Vertreter des Börsenkomitees in Tjumen (Sibirien), folgenden Bericht:

Auf den sibirischen Eisenbahnstationen von Omsk bis Tscheljabinsk verfaulen vier Millionen Pud Getreide. Eisenbahnwagen sind vorhanden, sie werden aber nicht richtig ausgenutzt. Sibirien hat an allem Ueberfluß. Es könnte nicht nur Rußland, sondern auch alle seine Bundesgenossen ernähren. Das Getreide überwintert auf Kähnen. Die Wasserstraßen und Eisenbahnen sind verstopft. Es ist unbedingt nötig, die Transportfähigkeit der Eisenbahn von Tjumen nach Perm zu steigern. Baumwolle, Felle, Häute, Wolle, Talg, Butter, Getreide, alles könnte in sehr großen Mengen geliefert werden, wenn nur das Börsenkomitee in Tjumen die Möglichkeit hätte, täglich 30 Waggons zu befördern.

Der Sieger von St. Quentin.

Generalfeldmarschall von Bülow wurde am 22. Juni der Abschied bewilligt.

Wie W. T. B. mitteilt, ist Generalfeldmarschall v. Bülow durch kaiserliche Kabinettsorder vom 22. Juni in Bewilligung seines Abschiedsgesuches in das Verhältnis der zur Disposition stehenden Offiziere übergetreten. Generalfeldmarschall v. Bülow, dem der Kaiser gleich zu Beginn des Krieges eine hervorragende Stelle in der Armee übertragen hatte, steht im 71. Lebensjahre. Er wurde bei Kriegsausbruch zunächst zum Oberbefehlshaber der zweiten Armee, die den Angriff auf Lüttich durchführte, ernannt, nachdem der erste Handstreich auf die Festung keinen vollen Erfolg gehabt hatte. Dann fiel ihm als Oberbefehlshaber der ersten und zweiten Armee die Aufgabe des schnellen Durchmarschs durch Belgien zu. Es kam zur Belagerung Namurs, zu den Kämpfen an der Sambre, und in den Tagen vom 21. bis 24. August zur Schlacht bei Namur, wo er die von Franzosen eilig dorthin geworfenen Kräfte schlug. Auf der Verfolgung drangen seine Armeekörper bis zur Marne vor. Vom 28. bis 30. August wurde bei St. Quentin gekämpft und im Anschluß daran konnten die Festungen La Fère, Laon und Teile von Reims besetzt werden. Da er an der Marne besonders mit dem linken Flügel seiner Armee und den angrenzenden sächsischen Truppen erfolgreich operierte, konnte er gemeinschaftlich mit der Armee v. Kluck den Abmarsch an die Aisne decken. An der Aisnefront befehligte Bülow zunächst beiderseits Reims und leitete als Oberbefehlshaber über die Heeresgruppe des rechten Flügels die Abwehr französisch-englischer Angriffe gegen die Aisnestellung. Seit Mitte Oktober 1914 war er als Oberbefehlshaber der neueingeteilten zweiten Armee auf die Verteidigung dieser Armeefront angewiesen.

Bülow gehört bereits fast 52 Jahre der preußischen Armee an. Am 12 Dezember 1864 trat er in das 2. Garderegiment ein, machte 1866 die Schlacht bei Königgrätz mit und wurde im Gefecht bei Soor leicht verwundet. 1870/71 finden wir ihn bei den Belagerungstruppen vor Paris und in der Schlacht am Mont Valerien. Nach dem Kriege kam er in den Generalstab und bald darauf ins Kriegsministerium. 1903 wurde er mit der Führung des dritten Armeekorps betraut, und 1912 wurde er unter Beförderung zum Generalobersten Generalinspekteur einer Armeeinspektion. Am 27. Januar 1915 ernannte ihn der Kaiser zum Generalfeldmarschall, aber schon am 4. April 1915 wurde er wegen Krankheit zu den Offizieren von der Armee versetzt unter Verleihung des Ordens Pour le mérite. Beim nunmehrigen Ausscheiden aus dem aktiven Dienst zeichnete ihn der Kaiser durch Verleihung des Kreuzes der Großkomture des königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern aus. Bülow bleibt Chef des Grenadier-Regiments 12 und à la suite des 4. Garderegiments zu Fuß, dessen Kommandeur er von 1894 bis 1897 war; er wird in der Dienstaltersliste der Generale weiter geführt.

Unruhen in Marokko.

Nach Meldungen, die dem „Temps" aus Tanger zugingen, sind in der Gegend von Fès und Taza unter der Leitung des Rebellen Sidi Raho neue Unruhen ausgebrochen. Die Aufständischen leisteten in dem schwierigen Gelände lebhaften Widerstand. Die Stellung von Tarzout im Abschnitt von Guigon wurde angegriffen und mußte energisch verteidigt werden, wozu Truppen aus Meknes herangezogen wurden. Auch zwischen Mogador und Agadir mußten die französischen Truppen Streifzüge unternehmen.

* * *

Seidenraupenzucht in Krefeld.

In der Webeschule zu Krefeld werden zurzeit wieder Züchtungsversuche mit Seidenraupen gemacht. Die Eier der Bombyx-Mori sind aus einer ungarischen Seidenzuchtanstalt beschafft worden. Die jungen Raupen werden hier zum Teil mit Maulbeerblättern aus dem Garten der Webeschule, zum Teil mit Blättern der Schwarzwurzel von derselben Stelle gefüttert. Die Raupen haben die Blätter der Schwarzwurzel ohne weiteres angenommen.

* * *

Ein Heim für Kriegerwitwen.

Einen beachtenswerten Beschluß faßten die Gemeindekörperschaften in Weißensee. Es wurde beschlossen, ein Heim für Kriegerwitwen einzurichten und zu diesem Zweck das Haus Tearbacher Str. 14 zu erwerben. Bei der Aufnahme werden Kriegerwitwen mit Kindern bevorzugt. Das Haus enthält 44 Zimmer.

* * *

Eier und Farbenherstellung.

Eine Bekanntmachung des Bundesrats vom 14. Juni verbietet die Verwendung von Eiern aller Art (also nicht etwa nur Hühnereiern, sondern beispielsweise auch Eiern von Wildgeflügel) und von Eierkonserven zur Herstellung von Farben. Der Reichskanzler kann das Verbot auch auf die Verwendung zu anderen technischen Zwecken ausdehnen; er kann Ausnahmen zulassen. Zuwiderhandlungen sind mit Geld- und Gefängnisstrafe bedroht.